



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wir

Fendrich, Anton

Stuttgart, 1917

II. Weihnacht bei Hindenburg

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47314](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47314)



II.

Weihnacht bei Hindenburg.

Es gibt keine Feldherrnhügel mehr, auf denen mit wehenden Reiterbüschen an den Helmen unter dem Wiehern der Rosse die Schlachtenlenker den Verlauf des Ringens beobachten. Telephon und drahtlose Telegraphie haben alle Entfernungen vernichtet. Der Weltkrieg, dessen Flammenring ganz Europa

umlodert, hat aber auch den neuen Feldherrn geboren. Gewaltige Rabelbündel, die durch eine durchbrochene Mauer in sein Haus gehen, sind seine Befehlsüberbringer nach allen Himmelsrichtungen. Der große Feldherr des Weltkrieges ist zu etwas Zeusartigem emporgewachsen. Er thront nicht in den Wolken, aber er überwacht und überschaut die Fronten aus Weiten, die für das Menschenohr und für das Menschenauge etwas von der Unendlichkeit an sich haben. Von Ostende bis Braila sind es 1900 und von Mitau bis Altkirch 1550 Kilometer Luftlinie. Und inmitten dieses Riesenwalls von Schützengräben sitzt der deutsche Generalfeldmarschall mit dem gewaltigen, wie aus Eichenholz geschnittenen Haupt mit seinem Ersten Generalquartiermeister über den Karten, wiegt die Armeen gegeneinander ab, die eigenen und die feindlichen, mißt mit dem Zirkel die Entfernungen aus und sieht da, wo ein anderer nur Linien, Punkte, Kreuze und Schraffierungen entdeckt, im Geiste Ströme fließen, Ebenen sich dehnen, Gebirge sich türmen; er erlebt das Schlachtengebrüll, den Siegesjubiläum und das Todesstöhnen fast im Augenblick des Geschehens mit, und läßt aus dieser Allgegenwärtigkeit heraus die Blitze seiner Befehle überall hinzucken, tut wuchtige Hammerschläge, wo es ihm nötig scheint, wirft ganze Armee-korps aus einer Ecke des Riesenrunds in die

entgegengesetzte und sitzt mitten in diesem rasenden Sturm der Bewegungen und in diesem Orkan entfesselter Menschenkräfte selber wie eine Macht gewordene Bewegungslosigkeit voller Ruhe und Befehlsgewalt — in seinem Bureau.

Es hat mir einen richtigen Stoß gegeben, als Hindenburg bei der ersten Begegnung in einem schwer und einfach möblierten Vorzimmer seines Hauses im Großen Hauptquartier die Arbeitsstätte, darin an großen Wandkarten der Gang der Schlachten in blauen und roten Kurven und mit großen Zahlen und Buchstaben eingezeichnet ist, sein „Bureau“ nannte. Das war der erste überraschende Eindruck an diesem großen Menschen und Feldherrn, daß er als Vollbringer weltgeschichtlicher und unsterblicher Taten eine Vorliebe für kleine, unansehnliche Worte hat. Ein herbes Wohlwollen mildert seine ernsten, tief ausgearbeiteten Züge. Sein helles Auge ist nicht unfreundlich, aber es steht darin unbeirrbar Wachsamkeit auf Posten. Sein stolz bescheidener Gang sucht zu verbergen, wieviel fast schrankenlose Macht in der hohen, breitschulterigen Männergestalt lodert. Eine trockene Redlichkeit läßt ihn kein unnützes Wort um einer halbechten Höflichkeit willen verlieren.

Was das erste Wort des Feldmarschalls zu mir war?

„Ich freue mich, Herr Fendrich, Sie auch

einmal bei mir zu sehen! Gehört habe ich schon sehr viel von Ihnen, gelesen aber leider erst wenig.“

Das war so klar wie ein sonniger Wintertag, und das Herz sprang mir weit auf. Zudem hatte ich das gute Gewissen, dem Feldmarschall zu seiner täglichen Brieflast keine Zeile von mir hinzugefügt zu haben.

„Sie glauben nicht, mit was mir die Menschen oft kommen,“ fuhr Hindenburg weiter, als er sah, ein wie offenes Verständniß ich dafür hatte, daß seine eigentliche Arbeit wichtiger sei, als alles Bücherlesen; — „schrieb mir da gestern ein Pastor einen zwanzig Seiten langen Brief, ich solle ihm den Monismus in Österreich bekämpfen helfen!“

Das Gesicht des Generalfeldmarschalls bekam einen merkwürdigen Ausdruck von Hilfs- und Ratlosigkeit, als er mir das erzählte. Er fand den Fall offenbar nicht einmal humorvoll.

Wie viele Kameraden in allen Berufs-schichten, Klassen und Geschlechtern hat dieser Hindenburgbegeisterte aber in Deutschland!

Hinter dem Feldmarschall war Ludendorff, sein Erster Generalquartiermeister, ins Empfangszimmer getreten. Das deutsche Volk sieht in den beiden ein unzertrennliches Feldherrnpaar, und sein Vertrauen in die militärische Oberleitung des Krieges ist nicht zum wenigsten gegründet auf das Gefühl, daß ihm dieser

geistige Bund der zwei großen Kriegsmeister besichert worden ist von einer gütigen Vorsehung. Die äußere Persönlichkeit des Ersten Generalquartiermeisters rechtfertigt diesen Volksglauben. Das Gefühl von der ins Geniale gesteigerten Nüchternheit und ins Monumentale erhobenen Willenskraft Hindenburgs wächst noch, wenn man die fast gleich hohe, aber jüngere Gestalt seines Mitarbeiters neben ihm sieht, dessen rassischer Kopf ein viel differenzierteres Geistesleben verrät. Andererseits gewinnt die Ahnung von der kritischen Kraft und der verhaltenen Energie in dem fest zusammengerissenen Körper des Ersten Generalquartiermeisters deutlichere Form, wenn man durch alle halbgottartige Trockenheit Hindenburgs hindurch seiner gradlinigen Siegeszuversicht und ehernen Unererschütterlichkeit bewußt wird, von der seine nächste Umgebung lebt wie von einem Kraftstrom.

Wenn aber zu Hause sich zwei von den Pflichten des Zivildienstes noch nicht erleuchtete Denker in Schweiß darüber reden, wer von den beiden der Größere ist, dann mögen sie sich über ihre Ungewißheit trösten mit Goethes an ihre Vettern und Basen vor hundert Jahren gerichtetes Wort, daß die Deutschen froh sein sollten, „zwei solche Kerle zu haben“. Daß Ludendorff den Feldmarschall selbst für den Größeren hält, das zeigt sein vornehmes Zureden,
Fendrich, „Wir“.

rückstehen, daß nichts von der wenig männlichen Art an sich hat, die man in Bureaukratenkreisen zwischen hohen Beamten und ihren Vorgesetzten oft staunend entdeckt, sondern das soldatisch und adlig mehr als im Standessinne ist.

Nach der ersten Unterredung über den Zweck meines Besuches lud mich der Feldmarschall zur Abendtafel ein. Unter den hohen Offizieren seines Stabes befand sich als Gast auch der General Gröner, der gerade dienstlich im Hauptquartier weilte. Hindenburgs Tischunterhaltung ist einfach und schmucklos. Seine fabelhaft praktische Veranlagung läßt ihn auch hier wie überall das Nächstliegende tun. Er ißt und trinkt. Er ist trotz seines weißen Stiftenkopfs der frischeste und ruhigste der ganzen Tafel, und ein auf die bedeutsamen Kleinigkeiten des Lebens eingestelltes Auge kann aus der Art, wie der Feldmarschall mit fester Hand und leichtem Behagen sein Glas an die Lippen setzt, allerhand gute Hoffnungen auf das Gelingen seiner nächsten strategischen Pläne herauslesen.

Ganz besonders Bürger mit festen Stammesgewohnheiten und wetterharte Bauern legten bei meiner Rückkehr aus dem Hauptquartier großen Wert auf die Beantwortung der Frage, ob Hindenburg das Bier schmecke und die Zigarre. Ich kann allen Angstlichen in Treuen

versichern, daß der Feldmarschall ißt und trinkt und raucht, wie ein sehr gesunder Mann, mit der Überlegenheit des Menschen, der dem Behagen nicht unterliegt, der aber auch die guten Gaben nicht verachtet. Er spricht nach der alten Mode, und die Reinigung der Sprache hat ihm offenbar noch keine Beschwerden gemacht. Er zögert keinen Augenblick, zu sagen, dieses oder jenes „goutiere“ er nicht, nennt eine Dummheit einen „faux pas“, wirft dann wieder einmal ein volkstümliches Wort oder einen Ausdruck aus der Soldatensprache dazwischen, und bei seiner natürlichen Abneigung gegen jede Art von Pose ist ihm auch die Pose der Einfachheit zuwider. Seinen persönlichen Adjutanten redet er mit dem Vornamen an. Aber das, was man Gemütlichkeit heißt, kam während der knapp dreiviertel Stunden der Tafelzeit keinen Augenblick auf. Dafür sorgte, ohne es zu wollen, die mächtige Gestalt in der Tischmitte, deren Menschen- und Feldherrngröße wie ein Druck über der ganzen Gesellschaft ruht, nicht lastend, aber ehrfurchtgebietend. Wenn er in irgend einer Sache anderer Meinung ist, so fällt ein kurzes, unpathetisches Wort, hinter dem aber eine ganze Welt von „Nein“ steht, das keinen Widerstand aufkommen läßt.

Kurz vor Beendigung der Tafel fiel mir das Stück Speck ein, das mir die Lindenwirtin mitgegeben, das ich aber mangels eines Speise-

wagens auf der Fahrt von Berlin nach dem Hauptquartier selbst verzehrt hatte. Der Feldmarschall erteilte mir gerne Absolution, ließ die gute Frau grüßen und gestand, wie es ihn rühre, daß gerade die einfachen, kleinen Leute so an ihn dächten. Dann erzählte ich dem Feldmarschall, ein alter Schwarzwälder, der seit Kriegsanfang seine fünf Buben draußen im Feld an allen Fronten stehen hat, habe mir aufgetragen, ich solle ihm ausrichten, er; „der Hindeburg solle, wenn die andern nicht Frieden machen wollten, ja nicht luf lassen, bevor ganz saubere Arbeit gemacht“ sei. In seinem dröhnend beruhigenden Baß antwortete der Feldmarschall, der Mann solle keine Sorge haben, der Kaiser gebe nicht luf, und er auch nicht.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Tischgesellschaft in den Nebenraum, um dort die Unterhaltung bis neuneinviertel Uhr fortzusetzen. Das ist die Zeit, wo der Feldmarschall auf die Minute mit dem Ersten Generalquartiermeister wieder an die Arbeit geht. Wieviel Feuer in dem nun achtundsechzigjährigen Manne steckt, das sah man so ganz, als er von der Jagd zu erzählen begann, derentwegen er die landschaftlich reizlose Gegend im Osten mehr als den schönen Westen schätzt. Er beklagte sich nur über die Temperamentlosigkeit der Elche, die, wenn man einmal einen von ihnen in den großen Forsten vor den Lauf be-

käme, „eine halbe Stunde stehen blieben und dösten“. Das macht ihm offenbar wenig Vergnügen, und es ist sicher mehr nach Hindenburgs Geschmack, einen Heimtücker von Bären oder eine tolle Wildsau zur Strecke zu bringen, als einem melancholischen Elch eine Kugel hinter das Schulterblatt zu setzen.

Punkt neuneinviertel Uhr erhoben sich der Feldmarschall und Ludendorff und mit ihnen die ganze Gesellschaft. Aber Hindenburg bat, Platz zu behalten, er wolle nur einmal die neuesten Meldungen durchsehen und dann wiederkommen. Der Erste Generalquartiermeister dagegen verabschiedete sich, um bei der Arbeit zu bleiben. Keine fünfzig Worte sind zwischen ihm und mir an dem ganzen Abend gewechselt worden. Er hat mir nur einmal bei Tisch zugegetrunken, und ich habe ihm gedankt. Aber wenn es ein Vertrauen auf Sicht gibt, dann ist es in mir dem Ersten Generalquartiermeister gegenüber erwacht. Mit Napoleon I. habe ich, wie mir meine besten Freunde versichern, aber auch gar nichts gemein, und an Goethe hat mich Ludendorff auch nicht erinnert, aber als er mir zum Abschied die Hand drückte, ist mir unwillkürlich das Wort hinter den Lippen geblieben: „Voilà un homme!“

Als der Feldmarschall wiederkam, verriet nichts in seinen Zügen, wie gute Nachrichten er brachte. Mit seiner festen, tiefen Stimme,

die jeden Gedanken, als ob die Dinge auch anders hätten gehen können, im Entstehen verscheucht, faßte er die Wirkung der genialen Klammerarbeit der fünf Armeen in Rumänien in die herrlich hausbäckenen Worte: „Der ganze Laden da unten bis an den Gereth bricht in den nächsten Tagen zusammen.“

Es war für mich ein Genuß besonderer Art in den folgenden zwei Wochen, Tag für Tag im Bericht der Heeresleitung Hindenburgs Voraussage sich „planmäßig“ erfüllen zu sehen. Der Feldmarschall lobte bei dieser Gelegenheit besonders die hervorragenden Eigenschaften der Bulgaren und Türken beim Sturmangriff. Als ich das Gespräch auf die französische Armee lenkte, hätte ich nur gewünscht, die Advokaten, Finanziers und Schulmeister, denen das französische Volk ausgeliefert ist, hätten hören können, mit welcher Achtung der deutsche Generalfeldmarschall vom französischen Soldaten sprach; aber auch mit welch aufrichtigem Empfinden er hinzufügte: „Schade um die tapferen Kerle! Aber schon Bismarck hat es gesagt; im nächsten Krieg verblutet sich das französische Volk!“

So spann sich der Faden bald von dem kinderarmen Frankreich herüber zu Deutschland mit seiner beginnenden Kinderknapperei, die sich zum Glück erst in den letzten Jahren als eine erhabene Kulturforderung erleuch-

teter Großstadtgehirne aufgetan hat. Der Feldmarschall hält offenbar auch keine sehr großen Stücke auf die klugen Leute, die bei ihren Kindern Quantität durch Qualität ersetzen wollen. Dabei sieht er aber auch klar in die Tiefe des Problems. Daß die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, großzügig in Angriff genommen, eine der Grundlagen der Bevölkerungsfrage sei, das ist ganz und gar seine Anschauung. Er hat mich, am andern Tag eine Autofahrt in eine neuerbaute Siedelung mit hübschen, gutgebauten Häusern und großen Gärten zu machen. Er ist Soldat, aber so im höchsten Sinne Soldat, daß er ganz intuitiv überall die letzten feinen Wurzelfasern sieht, hegt und pflegt, daraus das Volk seine Kraft schöpft. Den von einem der Gäste ausgesprochenen Gedanken, daß der deutsche Bauer mit der Herausgabe seiner Vorräte oft zögere, weil er ein ganz anderes persönliches Verhältnis zu seinem Arbeitsprodukt habe, als der Industriearbeiter, und daß er in seinen Kartoffeln und seinem Speck, seinem Korn und seiner Milch die oft überlange Arbeitszeit und die Wetter Sorgen eines ganzen Jahres vor sich verkörpert sähe, gestand Hindenburg als theoretisch richtig zu; aber trotzdem verschwand aus seinem Gesicht der letzte Rest von Freundlichkeit, und seine Züge bekamen etwas Starres und Unwilliges. Er legte die Hand mit einer gebiete-

rischen Bewegung auf den Tisch mit der knappen Erklärung, jetzt brauche er für seine Rüstungsarbeiter Fleisch und Fett und Brot und Kartoffeln. Da war aus dem gütigernsten Gastgeber der Gebieter aller Fronten, der Vater des deutschen Feldsoldaten und der Schöpfer des Zivildienstgesetzes geworden.

Es ist bekannt, daß Hindenburg einmal die Einladung zum Eintritt in eine literarische Gesellschaft abgelehnt mit der Begründung, er habe seiner Lebtag nur für Militärwissenschaften Interesse und Zeit gehabt. Er gestand ohne die geringste Besorgnis vor dem Urteil der Zünftigen, daß er in keine Kunstausstellung mehr gehe, weil er als Soldat das Bedürfnis habe, dort „auch eine anständig gemalte Schlacht zu sehen“. Und nun ist das Außerordentliche bei Hindenburg, daß er trotz seiner prachtvollen Einseitigkeit als eine harmonische und vorbildliche Persönlichkeit wirkt. Er tut gar nichts als das Seine. Er ist so ganz und gar Soldat, vom Scheitel bis zur Zehe, daß er jetzt für gar nichts Sinn hat, als was in jedem Augenblick not tut. Alles an ihm ist unmittelbares Erfassen, ungebrochener Wille, rücksichtslose Tat. Diese Dreieinigkeit des Handelns ist bei ihm lückenlos!

Aber noch mehr! Wenn Hindenburg so daßht, die Beine leicht gebeugt und eine Hand über der andern in den Schoß gelegt, und den

starken Kopf mit dem massigen Kinn wie ein Sinnbild wacher Ruhe ganz leicht geneigt, dann überfällt einen widerstandslos die tiefe Empfindung, daß dieser Mann mit der monumentalen Geschlossenheit seiner Gestalt das nicht mehr hat, was man Privatangelegenheiten heißt. In dem starken Bewußtsein aller Berufenen tut er als Vollstrecker eines kosmischen Willens sein Werk und erfüllt seine Riesenaufgabe mit einer Unabhängigkeit von sentimentalischen Nebengedanken, daß die nicht selten an mich herangetretene Frage, ob seine Schultern die Riesenlast der Verantwortung auf die Dauer auch tragen würden, mich immer fremd und seltsam berührt hat. Wenn einer das ihm aufgetragene Werk und nur das tut, dann ist er aller inneren Kämpfe enthoben. Über das Leben des ganzen Volkes vergißt er den Tod und die Leiden der einzelnen. Ich weiß von Offizieren aus seiner Umgebung, daß es ihnen vor der in allen Lagen unerschütterlichen Glaubensstärke und Siegeszuversicht des Feldmarschalls oft geradezu schwinde. Erst in dieser Beleuchtung erscheint die Schwerkraft des ungeheuren Wirklichkeitssinns und der ins Grandiose gesteigerten Nüchternheit Hindenburgs in ihrem ganzen tiefen und ausgleichenden Wert.

So war es im Fluge über drei große Stunden hin elf Uhr abends geworden. Beim Abschied trat mir das ganze Königtum der Schlicht-

heit und Gewaltigkeit des Feldmarschalls noch einmal überwältigend entgegen. Im Auto, das den Chef der Presseabteilung und mich in die Nacht hinausführte, erzählte mir mein Begleiter noch von den Worten, die Hindenburg am Weihnachtsabend nach Beendigung einer kirchlichen Feier an die Mannschaften der Heeresleitung gerichtet hat. Es sind wenige Worte, aber sie gelten dem ganzen deutschen Volke und lauteten:

„Nun geht nach Hause, Kinder, und denkt am heutigen Weihnachtsabend so ganz besonders an unsern Herrn Gott, an unsern Kaiser, an die Euren daheim und an das Vaterland. Aber nicht mit Wehmut, sondern mit Zuversicht und Stolz, denn wir werden mit Gottes Hilfe im bald beginnenden neuen Jahre den endgültigen Sieg erringen. Wir schaffen's, Kinder! Gute Nacht, Kameraden!“

